Hughes (Pfeil), Nachbarn

STEVE LISS / CORBIS

Was haben Sie da gedacht, Mrs. Hughes?

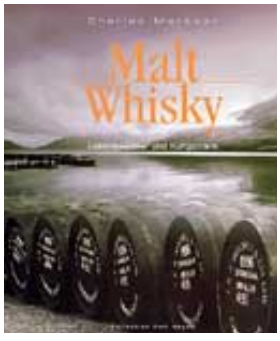
Die Lehrerin Jayne Hughes, 59, aus Texas über ein Fundstück der abgestürzten „Columbia“

„Meine Söhne John und Dylan spielten gerade draußen Golf, als die ‚Columbia‘ explodierte. Sie haben alles gesehen, auch wie etwas später diese riesige Kugel vom Himmel fiel und neben einer kleinen Fabrik landete. Als sie mich anriefen, wusste ich schon aus dem Fernsehen, was passiert war. Mein Mann und ich sind sofort losgefahren. Da standen wir und suchten nach einem Krater in der Erde. Aber meine Jungs erzählten uns, dass die Kugel wie ein gleitendes Surfboard runtergekommen war – umgeben von Asche. Sie muss sehr leicht sein. Nach allem, was man bisher weiß, handelt es sich um einen leeren Tank für irgendein Gas. Als wir schweigend vor dem Ding standen, musste ich furchtbar weinen. Es war, als würden die Leichen der Astronauten vor mir liegen. Kurz danach trafen Polizei und Nasa-Spezialisten ein.“

SACHBUCH

Seetang für Kenner

Whisky, hat Winston Churchill einmal gesagt, sei „ein Rätsel, verpackt in ein Mysterium und verhüllt von Geheimnissen“, und seit schottischer Malz-Whisky vor ein paar Jahren in Mode kam, bemüht sich eine wachsende Schar von Fachleuten um dieses Geheimnis. Der Schotte Charles MacLean, der sich seit 20 Jahren professionell mit Whisky beschäftigt, hat seinen Klassiker zum Thema überarbeitet. Sein Buch versucht, Liebhaber in Kenner zu verwandeln und Trinker in Genießer. Es befasst sich nicht nur mit der Geschichte und der Herstellung des Whiskys, sondern auch ausführlich mit dessen Genuss. Party-Trinker müssen sich von lieb gewordenen Gewohnheiten verabschieden: Eis beispielsweise ist dem Genuss eher hinderlich; die ideale Trinktemperatur liegt bei etwa 15 Grad („der Zimmertemperatur eines alten schottischen Hauses“). MacLean liefert Verkostungsnotizen gängiger Single Malts und Formulierungshilfen für den Kenner. Wer will, kann sich nun also vom Barmann einen Laphroaig einschenken lassen und lässig in die Runde werfen: „Schmeckt nach Seetang und Fischernetzen und hat im Abgang einen Hauch von Dieselöl.“



Charles MacLean: „Malt Whisky. Lebenswasser und Kultgetränk“. Collection Rolf Heyne, München; 176 Seiten; 35 Euro.

Klüger werden mit:

Danielle Ofri

Die 37-jährige Ärztin des New Yorker Bellevue Hospital Center über die Bedeutung von Literatur in der Medizin

SPIEGEL: Sie haben ein Literaturmagazin gegründet, das von Ihrem Krankenhaus herausgegeben wird. Warum?

Ofri: Ich wollte einen Ausgleich zu der extrem langweiligen medizinischen Fachsprache. Es ist absurd, dass ausgerechnet die Sprache der Ärzte so unmenschlich ist – wo wir doch täglich umgeben sind von persönlichen Schicksalen.

SPIEGEL: Wollen Sie die Sprache der Medizin revolutionieren?

Ofri: So naiv bin ich nicht, nein. Ich wusste von einigen Kollegen, dass sie ihre Erlebnisse oder die Geschichten ihrer Patienten aufschreiben. Einiges davon hatte ich gelesen und fand es großartig. So kam ich auf die Idee, die Zeitschrift „Bellevue Literary Review“ zu gründen. Die meisten unserer Patienten sind sehr arm, viele obdachlos. Und wir haben eine spezielle Abteilung für Menschen, die gefoltert wurden. Krankheit, Einsamkeit, Tod – das sind schon immer die großen Themen für Schriftsteller gewesen. Das Bellevue Hospital ist da eine wahre Fundgrube.

BENJAMIN AKMAN

Ofri

SPIEGEL: Sind Ihre Patienten bereits in Sorge, literarisch ausgeschlachtet zu werden?

Ofri: Nein, fast alle Geschichten sind verfremdet. Die Resonanz ist enorm. Mittlerweile wollen in unserem Magazin mehr Pulitzer-Preisträger als Ärzte ihre Storys veröffentlichen.

SPIEGEL: Ist ein Arzt, der schreiben kann, der bessere Arzt?

Ofri: Seit ich die Medizinstudenten regelmäßig Aufsätze über einen Patienten schreiben lasse, fallen ihnen mehr Details auf, ihre Diagnosen sind präziser, ihre Therapievorschläge ausgereifter. Ich glaube, sie lernen über das Schreiben, dass die Begegnung zwischen Arzt und Patient nichts anderes ist als ein Drama.